Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 50 (1998)
Heft: 6-7

Artikel: Was würde Franz von Assisi dazu sagen?
Autor: Ulrich, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-931611

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was würde Franz von Assisi dazu sagen?

Das Internationale Festival des Dokumentarfilms in Nyon (20. – 26. April) ist auch diesmal seinem doppelsinnigen Titel «Visions du réel» auf beeindruckende Weise gerecht geworden: sowohl möglichst authentische Bilder und Abbilder der Realität zu vermitteln als auch ganz persönliche, eigenwillig gestaltete und geformte Visionen der Wirklichkeit zu präsentieren.

Franz Ulrich

Seit vier Jahren leitet der Genfer Jean Perret das Festival von Nyon. Ihm und seinem Team ist es auch diesmal gelungen, ein Programm zusammenzustellen, das nicht zuletzt von formalen Grenzüberschreitungen lebt: Die Spannweite der Genres reichte vom einfachen Filmdokument über grosse Reportagen bis zum Experimentalfilm. Und grenzüberschreitend waren manche Dokumentarfilme auch, indem sie fiktionale Elemente einbauten, ohne dadurch ihre Authentizität preiszugeben. Es ist diese immer wieder verblüffende Vielfalt der Themen und Formen, die ihre Wurzeln in der Wirklichkeit der unterschiedlichsten Kulturen, Lebensweisen, sozialen Milieus und Einzelschicksalen haben, die ein Dokumentarfilmfestival wie Nyon interessanter machen als die meisten Spielfilmfestivals. Die Programmstruktur von Nyon ist geradezu vorbildlich: Neben der Vorführung von rund 80 Filmen, aufgeteilt auf den Wettbewerb und einige Sektionen, zu denen noch Werkstattgespräche mit Aleksandr Sokurow und Richard Dindo kamen, gab es täglich am späteren Nachmittag zwei bis drei Stunden ohne Projektionen – ein wohltuender Freiraum für Diskussionen oder einfach zum Lüften des Gehirns.

Die Attraktivität des Kinos besteht nicht zuletzt darin, dass es den offenen oder latenten Voyeurismus der meisten Menschen befriedigt. Wenn der Voyeurismus auf Kosten von Porträtierten geht, kann es peinlich, ja verletzend werden. Wenn die Protagonisten sich jedoch gerne auf das «Öffentlichkeitsspiel» einlassen und sich selbst lustvoll präsentieren (lassen), so entsteht aus ihrem Exhibitionismus und dem Voyeurismus des Publikums eine Art Komplizenschaft, sodass die mehr oder weniger indiskreten Einblicke in das (Intim-)Leben anderer für Zuschauerinnen und Zuschauer zum Spiegel eigener Marotten und Verhaltensweisen werden. In Nyon waren mindestens drei solche Beispiele zu sehen: *«Thuis»* (Zu Hause) von Jan Ketalaars und Paul van den Wildenberg vermittelt aus ironischer, aber keineswegs diffamierender Distanz Einblicke in das Privatleben ganz unterschiedlicher Haushalte. Vom Aufstehen morgens bis zum Zubettgehen abends reihen sich gleichbleibende Verrichtungen, unveränderliche Gewohnheiten und Rituale sowie Auseinandersetzungen um Kleinigkeiten aneinander und fügen sich zu einer Momentaufnahme des holländischen Kleinbürgertums zusammen. In *«Unmade Beds»* geht es um vier New Yorker Singles, zwei Frauen und zwei Männer, die Nicholas Barker über ein halbes Jahr in ihrem Alltag gefilmt hat. Ständig auf der erfolglosen Suche nach Partnern, lassen sie ungehemmt ihre Sehnsüchte und ihren Frust heraus – ein Jahrmarkt der Eitelkeit, der fixen Ideen und der Einsamkeit. Am weitesten geht Simon Bischoff mit *«Mon beau petit cul»*: Er porträtiert einen Schweizer Hedonisten, der zusammen mit einigen deutschen Ruheständlern in der Hafenstadt Tanger den Lebensabend und schwulen Sex mit jungen Marokkanern geniesst, wobei im scheinbar ungetrübten Alltag dieser privilegierten Schmarotzer auch Risse und Schatten sichtbar werden.

Beharrlich, ja unerbittlich hält der Russe Sergej Dwordsewoj in *«Chlebni den»* (Brottag) eine ganz andere Wirklichkeit in langen, meist der Realzeit entsprechenden Einstellungen fest. Weit draussen vor einem Dorf in der Nähe von St. Petersburg, wo mehrheitlich nur noch alte Menschen leben, stellt eine Lokomotive einen nur teilweise mit Brot beladenen Waggon ab und fährt weiter. Ein halbes Dutzend alter Menschen, meist Frauen, stossen den Waggon stöhnend und fluchend auf dem Stumpengeleise an den Dorfrand. Bei der Verteilung im Dorfladen kommt es zu unschönen Szenen voller gegenseitiger Beschimpfungen zwischen der alten, hässlichen Verkäuferin und ihren Kunden. Es sind verbitterte Menschen mit verschütteten Gefühlen, die um sich beissen wie die abgemagerte Hündin, die ihr halbes Dutzend fiepender Welpen mit drohendem Zähnefletschen und Bissen von der Schüssel fernhält, um selbst etwas fressen zu können. Aber da gibt es auch die Szene mit der Ziege, die meckernd um eine kleine Hütte herumstreicht, bis ein Ziegenbock seinen Kopf aus einer Öffnung streckt, worauf sich die beiden unersättlich gegenseitig ablecken – ein Ausbruch von

«State of Dogs» von Peter Brosens und Dorjkhandyn Turmunkh

«Liebesgefühlen», zu dem die verhärmten Menschen in ihrer Isolierung nicht mehr fähig zu sein scheinen.

Zu einer ungewöhnlichen und erstaunlichen Parabel verdichtet die mit dem Grossen Preis ausgezeichnete belgisch-mongolische Koproduktion *«State of Dogs»* von Peter Brosens und Dorjkhandyn Turmunkh die Realität, indem sie Entwicklungen in der Mongolei aus der Sicht eines Hundes darstellt. Baasar war Hirtenhund bei Nomaden. Als diese

«Bauernkrieg» von Erich Langjahr

in die Hauptstadt Ulan Bator zogen, folgte er ihnen, wird aber, wie viele seiner streunenden Artgenossen, vom städtischen «Hundekiller» erschossen. In manchmal fast surrealistisch anmutenden Bildkompositionen wird eine komplexe Realität aus Umweltverschmutzung, Zivilisationsmüll, Mythen, Inkarnationslehre, Landschaften und Naturschauspielen, die in einer Sonnenfinsternis gipfeln, geschildert, in der das Tier als Geschwister des Menschen dessen Lage und Schicksal spiegelt.

Bilder von einem schwierigen, chaotischen Alltag auf der anderen, der westlichen Hemisphäre unseres Globus vermittelt Catalina Vilars *«Diario en Medellín»*. Ein Mittelschullehrer schlägt seiner Klasse als Aufsatzthema vor, ein Tagebuch über ihr eigenes Leben, ihre Familien und nächste Umgebung zu schreiben. In der aus allen Nähten platzenden kolumbianischen Millionenstadt begleitet die Kamera fünf der Jugendlichen in ihrem Quartier – auf den Strassen, in den Wohnungen und in den Bretterhütten eines Slums. Die Vertrautheit zwischen der Filmemacherin und ihren Protagonisten ermöglicht unfiltrierte Einblicke in eine Welt, in der die Hoffnungen und Zukunftserwartungen der jungen Menschen fast aussichtslos scheinen inmitten schwieriger Familienverhältnisse, materieller Not, Erpressung durch Kriminelle, gewaltsamer Vertreibung durch angebliche Bodenbesitzer und des allgegenwärtigen Todes.

Von Lebensbedingungen, die weniger von äusseren, materiellen Einflüssen als vielmehr von kulturellen, religiösen und patriarchalischen Traditionen eingeengt werden, berichtet *«In het huis van mijn vader»* (Im Haus meines Vaters) von Fatima Jebli Ouazzani. Diese kam als Kind mit ihrer marokkanischen Familie in die Niederlande. Sieben Jahre später verliess der Vater Frau und Tochter und heiratete eine 17jährige. Kurz darauf starb Fatimas Mutter. Um nicht das gleiche Schicksal wie ihre Grossmutter zu erleiden – sie war von ihrer Familie gezwungen worden, einen Mann zu ehelichen, den sie ein langes Leben nur hassen kann – verlässt die noch nicht 20jährige Fatima Stiefmutter und Vater, bevor dieser sie mit einem Mann seiner Wahl verheiraten kann. Diesen Schritt hat ihr Vater nie akzeptieren können. Nach 16 Jahren gegenseitigen Schweigens scheint nun – am Ende der Dreharbeiten – die Zeit reif zu sein, den Kontakt mit dem Vater wieder aufzunehmen. Als Frau konnte Fatima einen Film über die *condition féminine* in einer muslimischen Gesellschaft machen, wie es ihn aus solcher Nähe, Intimität und dennoch kritischer, weil aus der eigenen Erfahrung gewachsener Distanz wohl noch nie gegeben hat.

In einen Bereich, mit dem sich die meisten Menschen früher oder später auseinandersetzen müssen, führt Stephen Dwoskins *«Pain Is ...»*: Aus dem Blickwinkel des Autors, der selbst an einen Rollstuhl gebunden ist, versucht der Film die vielfältigen Erscheinungsformen des physischen und psychischen Schmerzes zu ergründen. Befragt wurden Patienten, Wissenschaftler, Ärzte, Patienten, Sportler und Sadomasochisten: Sie alle nehmen Schmerz auf unterschiedlichste Art wahr – von unerträglicher Pein bis zur Luststeigerung. Dwoskins Film ist keine trockene Reportage, sondern aus eigener Betroffenheit emotional engagiertes, bohrendes Fragen nach dem Wesen eines vielschichtigen Phänomens, dessen Ursachen meist unsichtbar sind, das ganz subjektiv erlebt wird und über das zu sprechen schwierig ist, weil der Sprache die adäquaten Worte meist fehlen.

Der wohl stärkste Beitrag des Festivals aber war Erich Langjahrs *«Bauernkrieg»*. Nach «Sennenballade» ist «Bauernkrieg» der zweite Teil einer gross angelegten Trilogie über die Schweizer Landwirtschaft. Hat man Langjahr letztes Jahr bei «Sennenballade» vorgeworfen, er sei zu idyllisch und zu konventionell, wird diese (unberechtigte) Kritik beim zweiten Teil bestimmt nicht mehr vorgebracht. Wenn Langjahr die industrielle Landwirtschaft ins Visier nimmt, gibt's nichts Idyllisches mehr, sondern nur noch eine äusserst brutale Realität. Er hält seine Kamera hartnäckig und unerbittlich auf eine Wirklichkeit, die weitgehend verdrängt wird, und in der Profit als höchster Wert gilt. Es werden Bauernhöfe versteigert, weil sie einer besseren Rendite weichen müssen. Dann zeigt Langjahr, was Produktivitäts- und Wirtschaftlichkeitsdiktat für die Tiere in der industriellen Landwirtschaft bedeuten, in der Kühe und Stiere nur noch als (Re-)Produktionsmaschinen genutzt werden. Für die fabrikmässige Melkstation, die Fleisch-, Embryonen- und Samenproduktion werden die Tiere auf Höchstleistungen programmiert. Für viele unerträglich sind die Bilder von der industriellen Kadaververwertung, wo – von einem Fachmann didaktisch einwandfrei erläutert – ganze Kühe mit Hühnern und Innereien durch den Fleischwolf gedreht und zu Tiermehl verarbeitet werden. Aber weit schockierender, weil ethisch ungleich fragwürdiger, sind die Praktiken, mit denen aus Kühen Embryonen gespült und Stiere zum «Absamen» in Gummivaginas gezwungen werden, um das Produkt in Samenbanken zu lagern. Hier wird auf brutale Weise ins «Tiersein» eingegriffen, das Tier seiner Würde und – das Wort drängt sich geradezu auf – seiner Intimität beraubt. Was würde wohl Franz von Assisi zu dieser Tierausbeutung sagen? ■